

Die Kirche in Deutschland auf dem Weg zum Rand der Gesellschaft



Alois Glück
Präsident des Zentralkomitees
der deutschen Katholiken



Vortrag im Rahmen der Reihe „Caritas und Theologie im Dialog“

18. September 2014 im Domforum Köln



Diözesan-
Caritasverband für das
Erzbistum Köln e. V.

Weitere Vorträge zu der Reihe Caritas und Theologie im Dialog finden Sie auf:
www.caritasnet.de, hier Caritas-Pastoral

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

für die Einladung bedanke ich mich herzlich und freue mich vor allem auf die Aussprache. Diese Veranstaltung soll ja keine monologische Einbahnstraße sein. Gerade das anschließende Gespräch im Rahmen einer solchen Veranstaltung ist ein ganz wichtiger Erfahrungsbereich. Dialog ist die Voraussetzung für Wissenszuwachs, das war schon in meinem gewissermaßen früheren Leben als Politiker so.

Ich war 38 Jahre im Bayerischen Landtag, habe also fast die Hälfte meiner bisherigen Lebenszeit von jetzt 74 Jahren im politischen Raum verbracht. Geprägt wurde ich sowohl in meinen kirchlichen Bezügen als auch in Richtung auf dieses politische Engagement durch die Katholische Landjugendbewegung. Geboren 1940, wurde ich 1974 Landessekretär der katholischen Landjugend. Das hat die Entscheidung für ein Leben in und mit der Kirche geformt. Wenn ich nur die Verkündigung in der kirchlichen Gemeinschaft meines heimatlichen Bereichs erlebt hätte, wäre ich wahrscheinlich in derselben Situation wie achtzig Prozent meiner Klassenkameraden. Sie haben zwar alle nicht mit der Kirche gebrochen, aber die Kirche stellt für ihr Leben auch nicht mehr eine wesentliche Größe dar. Hier darf einfach ein Prozess der Entfremdung konstatiert werden.

Der Titel der Veranstaltung „Die Kirche in Deutschland auf dem Weg zum Rand der Gesellschaft“ ist gewollt doppeldeutig gewählt. Zu den Rändern gehen und Randerscheinung werden sind zwei Fragestellungen, die eben mit Blick auf unsere heutige Kirche eng miteinander zusammenhängen. Dahinter sehen wir natürlich die ganz grundsätzliche Fragestellung: Was ist denn die Aufgabe und der Zweck der Kirche? Der werde ich heute nicht theologisch vertieft nachgehen, aber dennoch müssen wir uns diese Aufgabe zunächst bewusst machen.

Der Auftrag der Kirche!

Kirche ist kein Selbstzweck. Die Aufgabe der Kirche ist, den Menschen der jeweiligen Zeit unter den unterschiedlichsten Lebensbedingungen und Kulturen die Botschaft des Evangeliums zugänglich zu machen. Es gilt, diesen Jesus mit seiner Botschaft verständlich und zugänglich zu machen. Und an dieser Aufgabenstellung in der jeweiligen konkreten Zeit müssen wir alles messen, eben auch Strukturen und Ämter, alles, was letztlich die Kirche prägt.

In Evangelii Gaudium schreibt Papst Franziskus: „Ich will keine Kirche, die darum besorgt ist, der Mittelpunkt zu sein, und schließlich in einer Anhäufung von fixen Ideen und Streitigkeiten verstrickt ist.“¹

Wir müssen somit auf immer neue Weise vom Glauben sprechen. Nicht ganz zufällig stand die vierte Veranstaltung zum Dialogprozess der deutschen Bischöfe in Magdeburg vom 12. und 13. September 2014 unter dem Motto: „Ich bin eine Mission – heute von Gott reden.“ Ziel war es, im gemeinsamen Gespräch mit über 300 Delegierten zu erkunden, wie wir die Weitergabe des Glaubens in der Kirche und in der Welt verlebendigen können.

¹ Apostolisches Schreiben EVANGELII GAUDIUM des Heiligen Vaters Papst Franziskus an die Bischöfe, an die Priester und Diakone, an die Personen geweihten Lebens und an die christgläubigen Laien über die Verkündigung des Evangeliums in der Welt von heute, 24. November 2013, hier Nr. 48.

Wandel durch Krisen

Es ist in den Eingangsworten schon sichtbar geworden, dass wir in einer Kirchenphase leben, die wohl epochale Bedeutung haben wird.

Walter Kardinal Kasper hat das bei einer Veranstaltung der Katholischen Akademie in München im Juni 2012 so formuliert: „Was wir gegenwärtig erleben, ist das Zu-Ende-Gehen einer Epoche der Kirchengeschichte. Man kann diese Situation bis zu einem gewissen Grade vergleichen mit dem Ende der alten Reichskirche in den Napoleonischen Kriegen, der Säkularisation (1803) und dem Wiener Kongress (1814/15). Damals kam es zur Säkularisierung des Kirchengutes und damit zum Ende der feudalen Reichskirche. Das wurde als Unrecht empfunden und war es auch; es war der Zusammenbruch des gesamten damaligen Kirchensystems, der Verlust politischer wie wirtschaftlicher Macht, was in manchen Gebieten zu einer materiellen wie kulturellen Verarmung führte.

Es war ein schmerzlicher Umbruch, der aber zu einem neuen Anfang und zu einem Aufbruch zu einer neuen Gestalt der Kirche wurde, nämlich zu der Volkskirche, wie die Älteren von uns sie bis 1933 und dann in einer kurzen Phase nach dem Zweiten Weltkrieg kannten. Die Kirche hatte ihre politische und wirtschaftliche Macht verloren, sie hatte dafür aber moralische Autorität gewonnen. Dies war dadurch möglich, dass sie sich auf ein konsistentes katholisches Milieu und auf bedeutende Laienverbände abstützen konnte; aus der feudalen Reichskirche war eine milieugestützte Volkskirche geworden.“²

Damit möchte ich zunächst einmal in Erinnerung rufen, dass die Kirche immer wieder, bis in die jüngere Zeit hinein, tief greifende Veränderungen erlebt hat, ohne dass sie deswegen in ihren Grundfesten erschüttert wurde. Es waren dennoch Veränderungen, die die Kirche kräftig durchgerüttelt haben.

Und das beinhaltet notwendigerweise Momente, in denen für eine Gemeinschaft noch nicht erkennbar ist, wo es hinführt. In dieser Situation der Säkularisation war es für die Kirche natürlich noch nicht erkennbar, dass dreißig bzw. vierzig Jahre später, nachdem die weltliche Macht verloren war, viele Klöster mit einer ungeheuren geistlichen Ausstrahlung neu aufblühen würden.

Nun heißt es nicht, dass wir uns solche Erschütterungen herbeiwünschen sollten. Sie kommen eben, ohne dass wir gefragt werden. Aber vielleicht sind wir im Wissen um diesen Prozess dann weniger geschockt und werden ein Stück gelassener, wenn solche Entwicklungen einsetzen.

Gerade bei der vierten Dialogveranstaltung der deutschen Bischöfe in Magdeburg wurde einvernehmlich sowohl seitens der Laien wie der Bischöfe positiv festgestellt: Es gibt eine offenere Gesprächskultur und eine größere Dialogbereitschaft in unserer Kirche. Möglich war dies aber nur durch eine ganz tiefe Erschütterung: die Erfahrung und das Publikwerden des sexuellen Missbrauchs im Jahr 2010 und die Erschütterung über das Ausmaß und den zunächst wenig transparenten Umgang. Ohne diese Erschütterung hätte es keinen Dialogprozess und auch nicht erste positive Aufbrüche zu einer neuen Kultur des Dialogs gegeben. Dazu kommt, dass jetzt Papst Franziskus gewissermaßen ein Eisbrecher für den Weg zu einer angstfreien Kommunikation in unserer Kirche ist. Wobei es natürlich schon eine bedenkliche Zustandsbeschreibung für die Kirche darstellt, wenn die Möglichkeit der angstfreien Kommunikation der sehnlichste Wunsch vieler engagierter Katholikinnen und Katholiken ist.

Diese tiefe Verunsicherung in der Kirche durch diese Krise bzw. neutraler formuliert: durch den sich zeigenden Veränderungsprozess hat also Ursachen, die wir mitbedenken müssen.

² Walter Kardinal Kasper, Vortrag: Kirche im Umbruch – Kirche wohin?, Traditioneller Priestertag im Kolpinghaus, 13.06.2012, München: <http://www.kardinal-kasper-stiftung.de/KircheimUmbruch.html>.

Vom Gehorsamsglauben zur Glaubensweitergabe im Dialog

Ich bin in einem ländlichen Bereich aufgewachsen und habe meine Kindheit so richtig in einem geschlossenen ländlichen katholischen Milieu verbracht. Das kirchliche Leben und der Rhythmus des Lebens in der Gemeinde waren eine Selbstverständlichkeit. Das Leben in und mit der Kirche und der Glauben selbst waren soziale Norm. Ich habe in meiner Kindheit und frühen Jugend noch die traditionelle Volkskirche mit ihrer umfassenden Präsenz und Prägung aller Lebensbereiche erlebt.

Glaube war damit natürlich oft keine bewusste Entscheidung. Es zeigte sich dann ein Veränderungsprozess, den ein Pfarrer in unserem Landkreis schon vor dreißig Jahren so beschrieben hat: Früher sind bei uns die aufgefallen, die nicht regelmäßig zur Kirche gehen, jetzt fallen diejenigen auf, die jeden Sonntag gehen.

In dem Maße, wie sich die gesellschaftlichen Bindungen der Milieus und die damit einhergehende Sozialkontrolle in den Sechziger- und Siebzigerjahren aufgelöst haben, in dem Maße, in dem Autorität und Gehorsam nicht mehr als unhinterfragbare Grundorientierung für das Verhalten akzeptiert wurden, hat auch im kirchlichen Bereich diese Art von Bindung und Glauben ihre Kraft verloren. Dieser Gehorsamsglaube oder auch Leistungsglaube, den meine Generation noch erlebt hat, trägt nicht mehr. Hier war Gott ein Erziehungsmittel, verbunden mit der Drohung: „Wenn du nicht liebt bist, dann ist der liebe Gott auch nicht lieb zu dir.“ Gott war ein Handelspartner für das persönliche Wohlergehen, und die Kirche als seine Autorität auf Erden vertrat die verbindlichen Lehrsätze für den Handel. Nein, die Veränderung führt dazu, dass wir eine bewusste Entscheidung zum und im Glauben brauchen. Die gegenwärtige Situation ist eine historische Zäsur!

Unsere Bischöfe haben diese Veränderung in einem Schreiben an die Priester im Oktober 2012 folgendermaßen beschrieben: „Als Kirche befinden wir uns in einer Übergangssituation, die sehr unterschiedlich erfahren wird, aber alle betrifft. Zu Recht erwarten die Menschen von uns, dass wir glaubwürdig sind, damit die Botschaft von Gott auch in veränderter Zeit Gehör findet.“³ Eine treffende Beschreibung der Aufgabe, „die Zeichen der Zeit“ zu erkennen und als Kirche das Evangelium neu in diese Zeit zu buchstabieren. Die Aufgabe, die sich in epochalen Veränderungsszenarien stellt, ob in der Kirche, anderen gesellschaftlichen oder beruflichen Bereichen, ist letztlich immer die: Wollen wir Wandel aktiv gestalten, oder erleiden wir den Wandel?

Nun komme ich aus einer sehr erdverbundenen Gruppe, der Bauernschaft. Und hier habe ich die Haltung des Bauernverbandes zum Wandel einmal so beschrieben: Sie nahmen die Haltung eines hinhaltenden Widerstands ein, um ehrenvoll zu kapitulieren. Diese Einschätzung kommt mir heute wieder in Erinnerung, wenn ich so manches Verhalten im kirchlichen Raum beobachte. Den Wandel nur mit Bezug auf die Statistiken der Volkskirche und nur als Bedrohung zu sehen bzw. als Niedergang reicht nicht aus. Mit dieser Haltung können wir weder die Gegenwart noch die Zukunft gestalten.

Der kürzlich verstorbene Münchener Religionsphilosoph Eugen Biser hat immer von der „Glaubenswende“ gesprochen. Genauer gesagt von der „unbewältigten Aufgabe“ der Glaubenswende. Das heißt von der Wende, nach der der Glaube nicht mehr einfach Gehorsamsglaube ist. Der Glaube kommt nicht von einer Autorität her, sondern er muss sich entwickeln, als Erfahrung. Er muss sich entwickeln im Sinne des Suchens. Es ist ein Verantwortungsglaube, der aus dem Dialog mit der Welt, mit Gläubigen aller Religionen und

³ Brief der deutschen Bischöfe an die Priester, 12.10.2012, Pressemitteilungen der Deutschen Bischofskonferenz, http://www.dbk.de/fileadmin/redaktion/diverse_downloads/presse/2012-166a-Anlage-Brief-Bischoefe-an-Priester.pdf

natürlich vor allem mit Gott selbst entwickelt wird. Es geht um einen „Verstehens- und Erfahrungsglauben“ statt einen „Autoritäts- und Gehorsamsglauben“.

Werden wir dies vermitteln können? Das ist schwer. Wir erleben dies ja bis in unsere familiären Wirklichkeiten hinein. Glauben kann man nicht einfach weitergeben wie ein Vermögen. Das Thema ist die „Weitergabe des Glaubens“.

Mit der Veränderung der gesellschaftlichen Normen, der Auflösung der hierarchischen und weithin aus heutiger Sicht autoritären Strukturen der früheren Gesellschaft, mit dem Wandel zur sozialen Durchlässigkeit und einer neuen Mobilität hat sich natürlich auch die Akzeptanz der traditionell verhafteten Struktur der Glaubenswelt aufgelöst. Damit ist die Kirche in ihrer Verkündigung für die Menschen von heute in vielen Bereichen sprachlos bis hin zu bedeutungslos geworden.

Eugen Biser schreibt hierzu: „Wir haben es verlernt, die Menschen so anzusprechen, dass sie den Glauben als Antwort auf ihre Existenz erfahren und im Glauben eine Antwort auf das finden, was sie insgeheim immer schon gesucht haben.“

Die Kirche war in der Vergangenheit in hohem Maße Moralinstanz, urteilend und belehrend. Und so wird sie auch weiterhin empfunden. Versteht sie sich weiter primär als Moralinstanz oder als Heilsinstanz und Heilsgemeinschaft? Welche Prägungen einer tragenden Religiosität können wir entwickeln? Welche Formen und welche Sprache folgen auf eine Angstpädagogik der Sündenängste, Höllenängste, Teufelsängste, eine Angst, die Liebe und Zuwendung Gottes zu verlieren, wenn wir nicht entsprechend gehorsam sind? Wie kann dieses Verständnis vom Glauben durch eine andere Verkündigung und Vermittlung endgültig abgelöst und überwunden werden?

Im Mittelpunkt des christlichen Glaubens steht schließlich nicht eine Lehre und nicht ein Gesetz, sondern Jesus Christus. Daher appellierte Eugen Biser immer wieder, die Kirche müsse sich als das „offene Herz Gottes“ gegenüber den heutigen Menschen darstellen.

Natürlich sind dies keine Patentrezepte. Aber eine wesentliche Ursache für die großen Glaubenskrisen und viele Krisen in der Kirche ist darin begründet, dass so vieles in der Kirche nach den Maßstäben und den Regeln der alten Reichskirche gedacht und gemacht wird, obwohl das gesellschaftliche Umfeld unter ganz anderen Bedingungen gestaltet wird. Die Volkskirche als Aufbruchsparadigma des II. Vatikanischen Konzils erfordert als Weggemeinschaft eine Veränderung der Mentalitäten auf allen Ebenen und auch nach 50 Jahren immer noch der Leitungs- und Kommunikationsstrukturen.

Die Botschaft und die Repräsentanten

Für die Wirkung auf die Menschen, für die Annahme der Botschaft und für ihre Stellung und Wirksamkeit in der Gesellschaft ist es ganz wesentlich, wie die Menschen die Kirche und ihre Repräsentanten erleben. Wir sind als Menschen in allen Bereichen der Situation ausgeliefert, dass wir, gerade wenn es eine neue Botschaft ist, eine vielleicht auch unangenehme Botschaft ist, dass wir die Aufmerksamkeit und Offenheit für eine solche Nachricht davon abhängig machen, wie glaubwürdig diejenigen sind, die diese Botschaft vertreten.

Das gilt immer, auch und gerade in politischen Diskussionen. Wenn wir erlebt werden als nur belehrend, dann werden wir kaum Gehör finden. Der Dialog auf Augenhöhe ist für den ein oder anderen Bischof im Nachzeitalter einer feudalen Kirche nach wie vor ungewohnt. In einer säkularen und pluralen Gesellschaft werden „Autoritätsargumente“ von Vertretern einer Institution oder Glaubensgemeinschaft als unberechtigte Machtansprüche abgelehnt. Theologische Sprachspiele wie Laie und Klerus werden unverständlich und bedienen unbewusst sogar Ressentiments einer gekannten Über- und Unterordnung und nähren den

Verdacht einer als überwunden geglaubten belehrenden Allwissenheit. Sprache bildet Wirklichkeit ab und konstruiert diese. Die Menschen haben heute eine hohe Sensibilität hinsichtlich der Mentalität, der Geisteshaltung von Repräsentanten, Funktionären und gesellschaftlichen Vertretern entwickelt. Hier entscheidet sich zwischen den verschiedenen gesellschaftlichen Akteuren die Deutungshoheit zu gesellschaftlichen Entwicklungen. Joachim Frank nennt drei entscheidende Parameter für das Auftreten und Handeln kirchlicher Vertreter: „Glaubwürdigkeit, Realitätssinn und Bescheidenheit“.⁴ Deshalb ist es so bedeutsam, was auch im Dialogprozess der deutschen Bischöfe in Magdeburg so sehr betont worden ist: Es braucht das Leitbild einer hörenden und dienenden Kirche. Das heißt dann auch Abschied nehmen von vielen Kirchenbildern und Ansprüchen, die uns vertraut sind.

Es ist wohl für viele, auch viele Amtsträger, etwas Schmerzliches, den grundlegenden und umfassenden Machtverlust der Kirche in ihrer Bedeutung und Wirkung auf den einzelnen Menschen und in ihrer Wirksamkeit in der Gesellschaft in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten zu erleben.

Aber vielleicht kann gerade dieses Erleben mit Blick auf die Gesellschaft die Chance sein, um erneut zum Kern vorzustoßen und sich eine neue Glaubwürdigkeit zu erarbeiten.

Es besteht in dieser Situation heute die Gefahr, den Wandel von einer zahlenmäßig starken Kirche mit Einfluss, Macht und statistisch eindrucksvollen Werten nur als Verlustgeschichte zu erfahren. Statt den Wandel aktiv zu gestalten, verfällt man dann in Selbstmitleid. Seit Jahren stehen wir als Kirche zögerlich, oft ratlos und debattierend an einer Weggabelung mit drei Abzweigungen:

- Resignation und Rückzug
- bewusster Rückzug in die kleine Herde einer dann (angeblich) authentischen und mit Anziehungskraft ausgestatteten Kirche
- Mut zu einem neuen Aufbruch zu den Menschen und in die Welten von heute

Die Tradition der Kirche ist der Wandel!

Zu Beginn des Dialogprozesses wurde die zweite Weggabelung debattiert. Als genüge eine Form der Vertiefung des Glaubens und der strukturellen Anpassung im Innenraum der Kirche. Eine reduzierte Anpassungsleistung des „Weiter so“, quasi, als gäbe es eine Alternative zu der von Eugen Biser geforderten „Kirche des offenen Herzens Gottes gegenüber den heutigen Menschen“.

Letztere erfordert neben einer entsprechenden Haltung der kirchlichen Führungskräfte auch einen kritischen Blick auf die Strukturen der Kirche. Diese sind kein Selbstzweck, sondern sollen das Zugehen auf die Menschen und ihre Lebenswirklichkeit befördern. Alles andere wäre eine „egozentrische Kirche“, die an Selbstbezogenheit, theologischem Narzissmus und Mondänität leidet. Diese Symptome hat kein anderer als Papst Franziskus im Vorkonklave genannt. Durch die Strukturen wird ganz wesentlich bestimmt, wie die innere Entwicklung einer Gemeinschaft verläuft. Die innere Lebendigkeit, die geistliche und geistige Kraft, die Anziehungs- und Wirkkraft der Kirche hängen entscheidend davon ab, ob und welche Strukturen diese Lebendigkeit ermöglichen oder verhindern.

⁴ Vgl. Joachim Frank, Alfred Neven-Dumont, Wie kurieren wir die Kirche? Katholisch sein im 21. Jahrhundert, Köln 2013. S. 283ff.

Diese Lebendigkeit ergibt sich nicht einfach mit den Aufforderungen zu mehr Gebet und Glaubensvertiefung, ebenso wenig mit der Fixierung auf Strukturdebatten und Defizite. Wir brauchen beides, und zwar in einer Haltung des Dialogs.

Und deshalb ist die Thematik der Gesprächskultur und einer angstfreien Kommunikation so entscheidend. Dahinter steht die Frage, ob die Kirche sich aufgrund mangelnden Gottvertrauens und einer falschen Verklärung der Vergangenheit selbst lähmt oder in der Tradition des ständigen Wandels ihre Situation sieht und danach entsprechend immer wieder neu ausrichtet. Das heißt, es gibt einen Zusammenhang zwischen Strukturen in der Kirche, ihrer inneren Entwicklung und der Wahrnehmung und damit der Wirksamkeit in der Welt.

Selbstgefährdungen der Kirche heute!

Wir haben in unserer Kirche ganz spezifische Selbstgefährdungen. Die Gefahren sind nicht die vermeintlichen „Feinde von außen“. Die größten Gefährdungen sind anderer Art. Es sind unsere inneren Selbstgefährdungen.

Zum Beispiel die Gefahr von hohem Anspruch an die Menschen bei gleichzeitiger Tabuisierung und Verdrängung von Unwahrhaftigkeiten in der Kirche.

Oder der fatale Selbstschutzreflex. Wie reagieren wir, wenn wir immer weniger Menschen erreichen? Wenn ein Verein, ein Verband, eine Firma, eine Partei immer weniger Menschen erreicht, dann werden sie sich, wenn sie nicht schon völlig geistig abgestorben sind, nach den Ursachen fragen. Der gefährliche kirchliche Selbstschutzreflex ist: „Mein Gott, so sind halt die Menschen heute. Sie wollen halt nichts Verbindliches und Unbequemes mehr hören. Aber wenn das so ist, dann müssen wir uns ja nicht ändern.“

Zu den Selbstgefährdungen der Kirche gehört die mangelnde Transparenz über die Wege und die Begründungen zu Entscheidungen. Wo die Transparenz und eine entsprechende Gremienkultur fehlen, da entwickeln sich andere Wege der versteckten Einflussnahme bis hin zu schleichenden Vergiftungen, Mauseheleien und Denunziationen. Hier ist eine der ganz großen Gefahren in unserer Kirche.

Eine gute Führungs- und Gremienkultur zeigt sich darin, dass Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, dass Gremienmitglieder ohne Risiko widersprechen können.

Eine Schlüsselerfahrung in meinem eigenen Werdegang als Führungskraft in verschiedenen Bereichen hatte ich im Frühjahr 1987. Wir waren mit dem Präsidium des Zentralkomitees in Polen nach Danzig unterwegs, um dort in den Räumen des Bischofs Lech Walesa zu treffen. Dort erreichte uns die Nachricht über die Barschel-Krise. Werner Remmers, Minister und Fraktionsvorsitzender der CDU, sagte damals: „Der beste Selbstschutz ist es, wenn die Mitarbeiter ohne Risiko widersprechen können.“

Auf diesem Hintergrund ist es eine sehr bittere Zustandsbeschreibung, wenn angstfreie Kommunikation die große Sehnsucht der Engagierten in unserer Kirche ist!

Aus Limburg lernen

Die bedrückenden Entwicklungen in Limburg waren nur aufgrund dieser Mängel und Selbstgefährdungsmerkmale möglich. So ist in den Dokumenten zu Limburg unter anderem nachzulesen, dass, wenn die Mitarbeiter widersprochen hätten, es nicht zwingend zu diesen unhaltbaren Entwicklungen gekommen wäre. Da hat aber gegolten: Einem Bischof widerspricht man nicht! Und in der Pfarrei heißt es heute immer noch: Dem Pfarrer widerspricht man nicht!

Es geht mir nicht darum, Widerspruch gleichzusetzen mit negativer Kritik an der Kirche, denn: Wir sind alle miteinander Kirche. Daher ist Widerspruch ein Ausdruck von Interesse, von Mitdenken der Gläubigen. Dies ist getragen von dem Willen, den richtigen Weg für die Kirche und damit zur Verkündigung zu finden. Eine Institution, die in sich keinen Widerspruch duldet, stagniert. Vielleicht habe ich aufgrund meiner politischen Erfahrungen eine hohe Sensibilität für die Notwendigkeit von Diskursen als dem politischen Instrument, um den richtigen Weg zu finden. Die Politik ist geprägt von ständigen Aushandlungsprozessen zwischen dem als notwendig Erkannten und dem Machbaren bzw. mehrheitlich Durchsetzbaren. Das heißt nicht, den Wahrheitsanspruch zu relativieren, aber ihm eine zeitgerechte und überzeugende Gestalt zu geben.

Genau hier zeigt sich ein Lernbedarf in der Kirche. Führungskräfte in der Kirche können den notwendigen Diskursen nicht mehr ausweichen. Sie sind sogar gefordert, die notwendigen Strukturen zu fördern, um den „Widerspruch“ zu ermöglichen. Das ist eine enorme Herausforderung.

Dem kann man nicht ausweichen. So hatte ich eigentlich nicht vor, nach 38 Jahren Politik wieder in Konferenzen und auf Reisen unterwegs zu sein. Aber bestimmte Situationen erfordern es dann. Nicht zuletzt deswegen, weil die Situation mein Glaubensverständnis berührte. Dies hat sich in besonderer Weise in einer Formulierung des jüdischen Religionsphilosophen Martin Buber ausgedrückt: „Gott spricht zu den Menschen durch die Ereignisse und Menschen, die er ihm in den Weg schickt.“

Nun hatte ich den Vorsitz im ZdK schon zweimal abgelehnt, und als sie dann wieder kamen, hätte ich nach meinem Glaubensverständnis ein schlechtes Gewissen gehabt, erneut abzulehnen. Ich habe es dann so gesehen: Da ich mich nicht ein Leben lang nur innerkirchlich bewegt habe, sondern gleichzeitig immer auch den Blick von außen her behalten habe, sollte ich diesen doppelten Zugang aktiv einbringen. Beide Lernebenen gilt es in den Dialog einzubringen. Das heißt dann auch, mal zu widersprechen und zugleich alle Aufbrüche des Dialogs zu fördern.

Und so können wir übrigens aus Limburg viel lernen.

1. Es braucht transparente Verfahren der Klärung durch externe und unabhängige Experten.

Es ist beispielhaft, wie diese schwierige Situation bearbeitet wurde, indem eine unabhängige Kommission einberufen wurde und diese alle Beteiligten angehört hat. Das ist leider nicht Standard in der Kirche.

2. Qualifizierte Gutachten und Expertisen sind Grundlage von Entscheidungen.

Es wurde ein umfängliches qualifiziertes Gutachten erstellt und veröffentlicht. Das war ausschlaggebend dafür, dass nicht neue Verschwörungstheorien alles vergiften. Das sollte Schule machen. Daher:

3. Es braucht Transparenz – das heißt, Entscheidungsgrundlagen müssen veröffentlicht werden.

Aus Limburg lernen heißt auch, nicht nur bei den Finanzen transparenter zu werden, das ist ein wichtiger Fortschritt, aber genügt eben nicht.

4. Fehler sind einzugestehen und Ausdruck einer Lernkultur.

Die spätere Erklärung des Domkapitels war ein wichtiger Schritt. Das Eingeständnis: „Wir haben gravierende Fehler gemacht“ war der erste Schritt in eine andere Kultur.

5. Absage an ein überhöhtes Amtsverständnis

Aus Limburg lernen heißt auch, zu sehen, was alles entstehen kann, wenn bei einer entsprechenden Konstellation von Personen aus einem überhöhten und falschen Amtsverständnis eines Bischofs und der Ausschöpfung solcher strukturellen Möglichkeiten Entscheidungen getroffen werden. Das Amt in der Kirche ist aufgefordert, sich neu zu definieren und in weltlichen Dingen auch zu relativieren.

Die schmerzlichen Fehlentwicklungen mit ihren schweren Folgen für die katholische Kirche in Deutschland waren nur in der Kombination der vorhandenen Strukturen, der Versäumnisse der Gremien, der von Angst geprägten Binnenkultur, der Interpretation von Autorität als autoritärer Kompetenz und des überhöhten Amtsverständnisses des Bischofs möglich.

Warum sind diese Fragestellungen so wichtig?

Die Aufmerksamkeit für die Botschaft, die Aufnahmebereitschaft sind immer untrennbar verbunden damit, wie wir die Botschafter, die Personen und die Institutionen, erleben. Dies ist wie ein Naturgesetz für unser Verhalten – und deshalb gilt es auch für die Beziehung von Kirche, Kirchenleitung und Menschen.

Neben diesem Lernprozess ist für unsere Kirche augenblicklich die entscheidende Herausforderung – und damit möchte ich die innerkirchlichen Fragestellungen verlassen –, die richtige Verbindung zwischen Vielfaltserfahrungen und notwendiger Einheit zu finden.

Vielfalt der Glaubenswege und Frömmigkeitsformen

Der Gesprächsband „Salz der Erde“ von Peter Seewald mit Joseph Kardinal Ratzinger enthält einen wichtigen Hinweis zu der Frage der richtigen Verbindung zwischen Vielfalt und Einheit. Denn so sagt Kardinal Ratzinger: „Es gibt so viele Wege zu Gott, wie es Menschen gibt.“

Wenn wir in die Geschichte der Kirche schauen, entdecken wir diese Vielfalt von Wegen zum Beispiel in den unterschiedlichen Ordensgemeinschaften. Jede für sich stellt jeweils eine Antwort auf eine entsprechende Aufgabenstellung in ihrer Zeit dar. Momentan kann man in unserer Kirche immer wieder den Eindruck gewinnen, als gäbe es eine Angst vor der Vielfalt. Von den einen wird sie als die Bedrohung der Einheit erlebt, doch von den anderen als Ausdruck von Reichtum wahrgenommen.

Die Einheit betreffend hat Papst Franziskus hier die Aufgabe für die Weltkirche und für die Ortskirchen bereits analysiert: weg vom bisherigen Trend des Zentralismus der letzten Jahrzehnte. Es wird aber wichtig sein, hier die richtige Verbindung zu finden von Vielfalt und Einheit. Es braucht ein Mindestmaß an Einheit, damit wir eine gemeinsame Identität haben. Es gilt daher, das „Subsidiaritätsprinzip“ als Struktur- und Verantwortungsprinzip in unserer Kirche wieder neu zu entwickeln.

Wir können hier durchaus von der Politik lernen. Es gibt zum Beispiel aus gutem Grund eine Selbstverwaltung der Kommunen. Sie können bestimmte Aufgaben vor Ort am besten sachgerecht meistern. An diesem Entscheidungsrahmen gemessen, sind die Kompetenzen und Aufgaben der Laien in der Kirchenverwaltung, in den Pfarrei- und Dekanatsebenen und in der Beziehung zu den Ordinariaten vergleichsweise schlicht ausgeprägt. Die Folge ist immer mehr spürbar: Wir erleben den Verlust handlungsorientierter Menschen, die gestalten wollen und bereit sowie in der Lage sind, Verantwortung zu übernehmen.

Die Subsidiarität als Strukturprinzip ist notwendige Bedingung, damit Kirche unsere gemeinsame Heimat bleibt – trotz aller unterschiedlichen Ausformungen von Glaubenswegen und Frömmigkeitsformen und gerade trotz der notwendigen unterschiedlichen Ausprägungen einer Weltkirche unter ganz unterschiedlichen Bedingungen.

Auf dem Weg zur Randgruppe in der Gesellschaft – zur Rolle und zur Zukunft der Kirche in unserer Gesellschaft

Zahlenmäßig sind wir ja schon auf dem Weg in die Minderheit. Womöglich werden wir statistisch eine Randgruppe werden. Das wird nur noch nicht so wahrgenommen. Aber der Wandel ist bereits da. So ist der Anteil der Christen beider großer Konfessionen in der Stadt München mittlerweile bei unter 50 % der Gesamtbevölkerung, die Katholiken machen noch 37 % der Bevölkerung aus. Aber alle denken noch an ein katholisches München.

Für unsere Wirksamkeit in der Gesellschaft wird auf Dauer die Qualität dessen, was wir zu sagen haben, ausschlaggebend sein.

Und noch eine Beobachtung zum sich abzeichnenden Minderheitenstatus, nicht zum Trost, sondern zur Ermutigung: Egal wo Sie hinschauen, in welche Aufgabenfelder der gesellschaftlichen Bereiche, in Vereine und Verbände: Entwicklungen werden immer geprägt von den engagierten Minderheiten. Jede Gemeinschaft lebt davon. Selbst in jedem Verein ist es die kleine Minderheit, die das Vereinsleben prägt.

Alle neueren Entwicklungen, wenn ich in die politische Landschaft schaue, gingen von überzeugten Aktivisten aus. Denken wir beispielsweise an die Umweltbewegung oder – in den sozialen Aufgabenstellungen – an die Hospizbewegung. Alles Neue, was im kirchlichen oder gesellschaftlichen Raum entsteht, beginnt bei einzelnen Menschen, die die Erfahrung des Außenseiters machen. Außenseiter sind sie, weil sie etwas Neues denken, was noch nicht gängig ist, was irritiert und eingefahrene Denkweisen verändert. Dann kommt es schon darauf an, wie mit diesen Ideen und Personen in einer Gemeinschaft umgegangen wird.

Helmut Kohl hat zum Beispiel gesagt, einer seiner größten Fehler sei gewesen, dass er Herbert Gruhl, der damals als CDU-MdB früh auf den Umweltschutz hingewiesen und dies als Aufgabe gesehen habe, nicht in der Partei gehalten habe. Warum? Weil er ein unbequemer Außenseitertyp mit neuen und unbequemen Themen war, die außerdem auch noch von Leuten vertreten wurden, mit denen die Union nichts zu tun haben wollte. Im Alten Testament hat sich hierfür eine besondere Rolle ergeben: die Propheten. Sie haben das Establishment wie das Volk herausgefordert.

Eine neue Wirksamkeit hat Bedingungen

Für die künftige Rolle der Kirche in der Gesellschaft und ihre Wirksamkeit wird es aber entscheidend sein, ob wir genügend Menschen in unseren Gemeinschaften haben, die bereit sind, ins öffentliche Leben und in die Auseinandersetzung in einer offenen und pluralen Gesellschaft zu gehen. Dies wird auch davon abhängen, ob diese Engagierten vonseiten der Kirche primär mit Kritik oder primär mit Ermutigung und Unterstützung begleitet werden.

Mit Argumenten, weil es christlich ist oder weil es Tradition ist, werden wir keine Menschen gewinnen und nichts bewegen. Schon gar nicht, wenn es querliegt oder sehr kontrovers ist. Es wird darauf ankommen, dass die kirchlichen Akteure sich durch argumentative Qualität auszeichnen, und das ist eine weit höhere Anforderung als vor fünfzig Jahren, als solche Autoritätsargumente noch gezogen haben und die Grundübereinstimmung noch größer war. Unsere Wirksamkeit wird wesentlich von der Verbindung dessen abhängen, wofür wir stehen

– dem inneren Kompass der Werte und der Sachkompetenz in den anstehenden Fragen. Dies muss dann zum Dritten getragen sein von einem echten Engagement mit langem Atem. Mit Wissen allein bewegt man nichts. Künftig braucht es dann auch mehr als bisher die Bereitschaft und die Fähigkeit zum Kompromiss in einer offenen und pluralen Gesellschaft.

Als Kirche sind wir immer gefährdet, mit einem Überschuss an Gesinnung aufzutreten und dafür oft mit zu wenig Bereitschaft, uns mit komplexen Sachbereichen auseinanderzusetzen. Diese Mentalität erleben wir im kirchlichen Raum, aber auch zum Beispiel in Umweltgruppen oder in Dritte-Welt-Gruppen. Idealismus und Realismus müssen in einer Spannung ausgehalten werden. Das Reich Gottes hat zwar schon begonnen, aber wir sollten auch unsere Grenzen kennen und nicht als Christenmenschen gottgleich bzw. mit einem Absolutheitsanspruch auftreten. Und diese Verbindung heißt: Wo können Menschen im kirchlichen Raum dazu ermutigt werden? Werden sie überhaupt ermutigt? Wie werden sie unterstützt, oder werden sie sogar gleich wieder kritisiert oder gar denunziert?

Nehmen wir die Frage des Lebensschutzes, die aktuell diskutiert wird unter der Themenstellung der Sterbehilfe. Klarzumachen ist, dass es uns hier nicht um eine christliche Sondermoral geht. Sondern wir dürfen in der Diskussion zeigen, dass wir eine Sicht überzeugend vertreten, die unabhängig davon, ob Menschen Christen sind oder eine Kirchenbindung haben, für alle Menschen in dieser schwierigen Lebensphase dienlich und gut ist. Wir wollen eben keine Menschen in christliche Ideale hineinzwingen, sondern zum Kern der Gebote als einer Orientierung für ein gelingendes Leben vorstoßen. Diese werden aber weithin nur noch als Verbote und kleinliche Reglementierungen wahrgenommen und erlebt. Sie engagiert und sachkompetent als Orientierungsangebot darzulegen ist heute eine echte Herausforderung.

Nun kommt es eben darauf an, mit Qualität in den Argumenten und mit präziser Fähigkeit im Sinne der Kommunikation dies verständlich zu machen. Und zwar der Mehrzahl in der Gesellschaft, die von sich aus keinen Zugang mehr zu christlichem Denken und zu den Werten hat. Künftig wird es auf eine dem anderen zugewandte und sich erklärende Art ankommen.

Gerade bei den Themen des Lebensschutzes, selbst wenn die Kirchen am Ende keine Mehrheiten haben, wird ihnen nach wie vor eine große Aufgabe und Rolle zugeschrieben, und man gibt ihnen die Legitimation, sich dazu entsprechend zu äußern.

Wir müssen ein Verständnis dafür entwickeln, die Kirche nicht von der Macht her zu denken, sondern wieder als Salz der Erde zu verstehen.

Wir sind zwar zahlenmäßig auf dem Weg zur Minderheit, aber wir müssen deshalb nicht eine bedeutungslose Randgruppe in der Gesellschaft werden. Das liegt völlig an uns, ob wir Wirkkraft haben angesichts einer Situation, in der wohl noch nie so viele Menschen suchend nach Sinn und Orientierung unterwegs waren wie gegenwärtig.

Zu den Rändern gehen – ein Weg zu und mit den Armen

Papst Franziskus stellt die Armen in den Mittelpunkt. Sie sind der Ernstfall des Glaubens. Bischof Fürst aus Rottenburg-Stuttgart, Vertreter der Deutschen Bischofskonferenz beim ZdK, hat uns vor einiger Zeit einen Text nahegebracht, der schon einige Jahrzehnte alt ist.

„Von zwei Sachverhalten wird es abhängen, ob die Kirche noch einmal den Weg zu diesen Menschen finden wird. (...) Der eine Sachverhalt meint die Rückkehr der Kirchen in die Diakonie: in den Dienst der Menschheit. Und zwar in einen Dienst, den die Not der Menschheit bestimmt, nicht unser Geschmack oder das Consuetudinarium (Gewohnheitsmäßige) einer noch so bewährten kirchlichen Gemeinschaft. „Der

Menschensohn ist nicht gekommen, sich bedienen zu lassen, sondern zu dienen' (Mk 10,45). Man muss nur die verschiedenen Realitäten kirchlicher Existenz einmal unter dieses Gesetz rufen und an dieser Aussage messen, und man weiß eigentlich genug. Es wird kein Mensch an die Botschaft vom Heil und vom Heiland glauben, solange wir uns nicht blutig geschunden haben im Dienste des physisch, psychisch, sozial, wirtschaftlich, sittlich oder sonst wie kranken Menschen.“

Dann weiter an anderer Stelle: „Rückkehr in die ‚Diakonie‘ habe ich gesagt. Damit meine ich das Sich-Gesellen zum Menschen in allen seinen Situationen mit der Absicht, sie ihm meistern zu helfen, ohne anschließend irgendwo eine Spalte und Sparte auszufüllen. Damit meine ich das Nachgehen und Nachwandern auch in die äußersten Verlorenheiten und Verstiegenheiten des Menschen, um bei ihm zu sein genau und gerade dann, wenn ihn Verlorenheit und Verstiegenheit umgeben. ‚Geht hinaus‘, hat der Meister gesagt und nicht: ‚Setzt euch hin und wartet, ob einer kommt‘: Damit meine ich die Sorge auch um den menschentümlichen Raum und die menschenwürdige Ordnung. Es hat keinen Sinn, mit einer Predigt- und Religionserlaubnis, mit einer Pfarrer- und Prälatenbesoldung zufrieden die Menschheit ihrem Schicksal zu überlassen. Damit meine ich die geistliche Begegnung als echten Dialog, nicht als monologische Ansprache und monotone Quengelei.“

Diese nach wie vor zutreffende Beschreibung schrieb Pater Alfred Delp 1944 im Gefängnis.

Papst Franziskus hat diese Gedanken gerade so wieder aufgenommen. Es geht ihm zuallererst um die Armen, denn Jesus sagt: „Was ihr dem Geringsten getan habt, das habt ihr mir getan.“ Die Armen – wer ist das bei uns? Natürlich denken wir sofort an die finanziell Schwachen. Bei uns auch fälschlicherweise immer gleichgesetzt mit den sozial Schwachen. „Sozial schwach“ kann man aber auch in den höchsten Einkommensgruppen studieren. Es ist daher nicht zutreffend, das Leitbild der Armen nur auf die materielle und ökonomische Frage zu verengen.

Es sind diejenigen in unserer Gesellschaft, die Zuwendung brauchen, unsere Aufmerksamkeit, die Einsamen, Menschen mit Behinderung, Menschen, die unter die Räder der heutigen Hektik kommen. Der Schlüssel zu alledem ist neben der Bereitschaft, überhaupt hinauszugehen, sich den Menschen vorurteilsfrei und ohne Missionsgedanken zuzuwenden. Gerade so, wie es Pater Delp beschrieben hat und wie es in vielen Bereichen der Caritasarbeit tagtäglich geschieht, und zwar gerade in dem Geist, wie es Papst Benedikt in seiner ersten Sozialzyklika formuliert hat und wie Delp sagt, ohne anschließend irgendwo eine Spalte und Sparte auszufüllen. Einfach um des Menschen willen, nicht, weil wir ihn damit dann hoffentlich über einen Umweg doch in die Kirchenstatistik kriegen. Dass dabei unser Tun auch eine Identität haben muss, versteht sich von selbst. Und gerade in der Nachfolge Jesu mit seinen zahlreichen Facetten ist es ganz wesentlich, sich den Menschen in seinem Auftrag absichtslos zuzuwenden und eben nicht im Sinne kirchenpolitischer Überlegungen. Weil die Menschen nur so spüren, ob wir sie meinen oder aber ob dies eine kalkulierte Freundlichkeit ist. Ich glaube, dass dies einer der Gründe ist für die große Wirkung von Papst Franziskus. Man spürt einfach, sein Engagement geschieht um des Menschen willen.

Die Menschenwürde als christliches Leitmotiv

Ein zentrales Leitmotiv für unser Handeln ist aus meiner Sicht das, was in Artikel 1 des Grundgesetzes steht: „Die Würde des Menschen ist unantastbar.“ Das ist vom Ursprung her das christliche Menschenbild. Warum haben die Mütter und Väter des Grundgesetzes diese Aussage als Artikel 1 gewählt? Weil ihnen bewusst war, dass die ganze Grausamkeit, das ganze verbrecherische System des Nationalsozialismus seinen Ausgangspunkt in einem falschen Menschenbild hatte. Einem Menschenbild, das den Menschen klassifiziert nach Herrenmensch und Untermensch.

Wir brauchen für die dauerhafte Sicherung der Menschenwürde letztlich den Gottesbezug. Denn wenn die Menschen in der jeweiligen Zeit nach jeweiliger Nützlichkeit interpretieren, was der Mensch und was die Würde des Menschen ist, dann wird der Mensch beliebig verfügbar. Da sehe ich eine entscheidende Grundorientierung für unsere sozialen und diakonischen Spitzenverbände, aber auch eine ganz wichtige Aufgabenstellung für unsere gesellschaftlichen Bereiche.

Es geht künftig noch mehr um eine Solidarität mit den Menschen in aller Welt. Das Menschenbild ist im Moment übrigens im Zusammenhang mit Flüchtlingen und Asylsuchenden, mit Menschen aus anderen Kulturen ein sehr fragiler Maßstab. Das gilt auch als Orientierung in der politischen Landschaft und ist ein Testfall für das christliche Menschenbild und für den Artikel 1 GG. Es gibt Gruppierungen, die beschwören Werte wie Familie, Heimat und Tradition. Viele fühlen sich angesprochen, auch in kirchlichen Kreisen. Aber dieselben Gruppierungen grenzen dann wieder Menschen anderer kultureller Prägung aus. Werten sie ab, säen Hass. Und solche Kräfte können niemals unsere Verbündeten sein oder unsere politische Heimat bilden als Christen. Für mich ist das christliche Menschenbild eine ganz wichtige Orientierung für die Unterscheidung der Geister.

Wir müssen neue Maßstäbe gewinnen in der Solidarität mit den Menschen in den anderen Regionen dieser Welt. Mit fortschreitender Globalisierung erleben wir uns immer mehr als weltumspannende Schicksalsgemeinschaft. Das Weltgemeinwohl ist daher ein Maßstab, den es zu gestalten gilt. Gerade die Christen müssen in diesem Sinne die leidenschaftlichsten Anwälte der Würde des Menschen in der modernen globalen Welt sein!

Die Zukunft gestalten als Arbeiter, Diener und Propheten

Zu den großen Selbstgefährdungen unserer Kirche zählen die Verzagtheit und lähmende Angst, das Klammern an die angeblich gute alte Zeit. Natürlich ist das gegenwärtige Erleben der Kirche auch so gesehen eine anstrengende Zeit, denn sie fordert uns heraus. Dies ist oft verbunden mit dem Gefühl der Überforderung und der Schuldzuweisung an andere. Die heutige Situation ist ein Weg, dessen Verlauf wir im Einzelnen nicht kennen und auf dem es darauf ankommen wird, auf Gottes Führung zu vertrauen. Natürlich kenne auch ich persönlich die Versuchung der Resignation angesichts all dieser großen Aufgaben. In solchen Situationen hilft mir immer wieder eine Meditation des im März 1980 ermordeten Erzbischofs Oscar A. Romero.

Meditation

Es hilft, dann und wann zurückzutreten
und die Dinge aus der Entfernung zu betrachten.
Das Reich Gottes ist nicht nur jenseits unserer Bemühungen.
Es ist auch jenseits unseres Sehvermögens.
Wir vollbringen in unserer Lebenszeit
lediglich einen winzigen Bruchteil
jenes großartigen Unternehmens,
das Gottes Werk ist.
Nichts, was wir tun, ist vollkommen.
Dies ist eine andere Weise zu sagen,
dass das Reich Gottes je über uns hinausgeht.
Kein Vortrag sagt alles, was gesagt werden könnte.
Kein Gebet drückt vollständig unseren Glauben aus.
Kein Pastoralbesuch bringt die Ganzheit.
Kein Programm führt die Sendung der Kirche zu Ende.

Keine Zielsetzung beinhaltet alles und jedes.
Dies ist unsere Situation.

...

Wir können nicht alles tun.
Es ist ein befreiendes Gefühl,
wenn uns dies zu Bewusstsein kommt.

...

Wir mögen nie das Endergebnis zu sehen bekommen,
doch das ist der Unterschied zwischen Baumeister und Arbeiter.
Wir sind Arbeiter, keine Baumeister.
Wir sind Diener, keine Erlöser.
Wir sind Propheten einer Zukunft,
die nicht uns allein gehört.

Ich glaube, diese Meditation vermittelt etwas von dem langen Atem, den wir brauchen, und von dem Gottvertrauen, das wir haben können. Von Pater Alfred Delp SJ hatten wir das Motto des Katholikentags 1984 in München: „Lasst uns dem Leben trauen, weil Gott es mit uns lebt.“ Wie beeindruckend ist diese Zeile mit dem Wissen, dass er sie mit gefesselten Händen geschrieben hat.

Mit diesem Gottvertrauen können wir im Sinne des Katholikentags in Mannheim „einen neuen Aufbruch wagen“ und im Sinne des Katholikentags in Regensburg „mit Christus Brücken bauen“. In diesem Sinne können wir unseren Weg sehr konkret gestalten, als Arbeiter, als Diener, als Propheten Gottes.

Informationen zur Vortragsreihe:

Bruno Schrage
Diözesan-Caritasverband für das Erzbistum Köln e.V.
Referent für Caritaspastoral und Grundsatzfragen
Georgstr. 7, 50676 Köln
Tel (02 21) 20 10 184, Fax (02 21) 20 10 388
E-Mail: Bruno.Schrage@caritasnet.de